

Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]

Autor(en): **Donny, Käthe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 46

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Was denn?“ fragte er mühsam, „was wollen Sie denn von mir? Ich dachte, Sie kommen von der Kreditgesellschaft, weil ich die letzte Rate noch nicht —“

„Nein. Wir kommen wegen Fräulein Wendling. Sie arbeiten doch mit Fräulein Gisela Wendling zusammen, Herr Becker?“ Becker nickte stumm.

„Sie wissen vermutlich noch gar nichts —“

„Was soll ich denn wissen?“

„Fräulein Wendling ist heute nacht ermordet worden.“

„Ermordet — die Wendling — aber das ist doch unmöglich.“

Becker flüsterte es und dann, beinahe lautlos, kam es:

„Was soll ich denn wissen? Warum kommen Sie denn zu mir? Ich weiß doch gar nichts, gar nichts weiß ich — ich kann Ihnen nichts sagen.“

„Na, nur langsam, Herr Becker, nur ruhig! Man kann sich ja denken, daß einem das an die Nieren geht. Aber wir müssen rauskriegen, wer es war. Wir haben schon Herrn Apotheker Seidel gefragt. Der weiß auch nichts Näheres von dem Umgang der Wendling. Und deshalb — aber lassen Sie doch das Geräusch hier auf dem Tisch —“ unterbrach sich Matuschke unwillig.

Becker hatte wieder wie sinnlos begonnen, Gegenstände auf der roten Wollplüschdecke hin und her zu schieben.

Kommissar Neumann, der ganz ruhig dabeigestanden hatte, beugte sich plötzlich vor, schob eine Zeitung beiseite; Becker hielt frampfhaft eine Ecke des Blattes. Es knisterte —

„Ach lassen Sie doch“, Neumann zog ein Briefblatt zwischen den Zeitungsseiten hervor.

Beckers Hand fiel herunter, die Zeitung flatterte nach.

Neumann reichte Matuschke das Blatt — die beiden Kriminalbeamten sahen sich an — das war ein Briefentwurf, der Anfang stimmte genau mit dem Brief in der Handtasche der Ermordeten überein.

„Na, Herr Becker“, meinte Matuschke ruhig, „da müssen wir Sie wohl bitten, uns zu begleiten. Es scheint, Sie können uns doch etwas über diesen Mord erzählen.“

2. Kapitel.

Rechtsanwalt Dr. Ulrich Geninde war einer der ersten, die das Mittagsblatt zur Hand bekamen. Der kleine Zeitungshändler Pigulla an der Ecke der Ohle, gegenüber dem Landgericht kam ihm schon entgegen. Die anderen Zeitungsträger strengten sich gar nicht erst an, Rechtsanwalt Geninde kaufte doch nur bei Pigulla.

„Ein Mord, Herr Doktor“, sagte Pigulla eifrig, „interessant heute —“ er strahlte, als hätte er eigens den Kriminalfall für Geninde reserviert, „im Scheitniger Park — den Mörder haben sie noch nicht —“

„So, so“, sagte Geninde zerstreut freundlich, „danke schön —“

Pigulla sah der hohen, etwas vorgebeugten Gestalt Genindes enttäuscht nach. Rechtsanwalt Geninde hatte das Zeitungsblatt noch nicht einmal auseinandergefaltet. Pigullas Sensation war verpufft. Da hatte er mehr Glück bei Landgerichtsdirektor Reinow, der jetzt, die Aktenmappe unter dem Arm, die Stufen des roten Gerichtsgebäudes herunterschritt. Sonst kam Pigulla mit seinem zu kurz geratenen Bein da gewöhnlich nicht schnell genug heran. Landgerichtsdirektor Reinow war fürs Füre. Heute aber blieb er wie suchend auf der untersten Stufe stehen. Er hielt den Groschen für das Mittagsblatt schon in der Hand.

Ein Frauenmord in der Stadt! Unangenehme Sache! Hoffentlich bekam man den Verbrecher.

Ein Schatten ging über sein Gesicht — in einer plötzlichen Gedankenverbindung mußte er an Sabine denken. Er hatte doch oft Angst um seine Tochter — in was für Häuser sie so manchmal geriet bei ihren Fürsorgegängen!

„Endlich“, sein scharfgeschnittenes Gesicht erhellte sich, „ich dachte schon, du kämst nicht, Kind.“

„Ich bin nur, ich meinte —“ Sabine Reinow sagte nicht, was sie meinte.

Sie schaute sich nur noch einmal hastig um.

„Wohin willst du denn, Sabine?“ fragte Reinow verwundert. Sie hatte sich in seinen Arm gehängt, dirigierte scheinbar unabsichtlich die Richtung.

„Ach, ich dachte nur, wir machen einen kleinen Umweg, Schweidniger Straße entlang, aber wir können auch ebensogut den Stadtgraben gehen.“

„Natürlich, wir werden doch nicht durch die Stadt gehen, bei dem Frühlingswetter.“

Sabine ging neben dem Vater, immer wieder Grüße mit-erwidern. Nun war es ja gleich, wie man den Heimweg nahm. Man hätte Geninde doch nicht mehr eingeholt. Ueberdies in Gegenwart des Vaters? Das wäre doch nur ein steifes Gespräch geworden, sachlich, auch unterminiert durch die Gegenfälligkeit. Sie seufzte auf. Geninde wurde auch mehr und mehr zum Einsiedler. Er merkte es nicht, oder wollte es nicht merken, daß sie sich um ihn mühte. Wären nicht die Besprechungen im Fürsorgeverband, bei denen er tätig und teilnahmevoll mitarbeitete, die Verbindung wäre schon längst gelöst. Was war das mit Geninde? Warum gab er allen ein glühendes Herz — den Ärmsten unter den Armen — und niemals etwas einem einzelnen? Niemals ihr? Da war es wieder — der lautlose Schmerz, der immer wieder durch den tätigen Tag brach. Aber man mußte ihn meistern. — — —

* * *

Apotheker Seidel war nicht wiederzuerkennen. Er war ein Mensch, der die bürgerliche Ruhe liebte. Sensationen waren ihm schon bei anderen Menschen verhaßt — wenn sie nun gar in sein eigenes Leben hineingriffen? Gerade hatte er auf Urlaub gehen wollen — Benzmann, sein Freund Benzmann, Oberforstmeister im Gläser Gebirge, wartete auf ihn, ein paar Rehböcke desgleichen. Er hatte nur gezögert, bis Becker diese neue Wendling eingearbeitet hatte. Nun hatte man die Bescherung. Die Reise war futsch. Die Apotheke ohne Becker und die Wendling unmöglich allein zu lassen. Sübner, der kleine Gehilfe, rannte noch schußlicher und untüchtiger als sonst zwischen Laboratorium und Laden hin und her. Alles blieb auf ihm, Seidel. Er hätte ja sofort eine neue Kraft engagieren können. Aber Seidel, sonst ohne alle nervösen Anwandlungen, hatte plötzlich eine richtige Scheu vor neuen Angestellten. Da hatte er nun geglaubt, Becker wäre der tüchtigste, solideste Mensch. Und die Wendling, nun, mein Gott, ein kleines bißchen sehr elegant war sie ja gewesen — bei hundertfünfzig Mark Monatsgehalt konnte man so nicht aussehen — immerhin schien sie in ihrem Fach tüchtig zu sein! Daß sie in den paar Wochen ihres Hierseins mit dem Becker, ausgerechnet mit Becker, etwas gehabt haben sollte? Becker mit der schlecht geheißten Hasenscharte und dem ewigen Schnupfen. Der Mensch hatte ja etwas Lächerliches, obwohl dieses Lächerliche ja eben eine Folge seines Gaumenfehlers war. Er sprach immer durch die Nase und im Bestreben, sich deutlich zu machen, mit etwas erhobenem Kopfe. Diese Haltung stand in einem kläglichen Gegensatz zu seiner schüchternen Blondheit, die sich auch seelisch ausprägte. „Methodistenprediger“ hatte Apotheker Seidel den Provisor getauft. Nun, wie man Becker auch einrubrizieren wollte, alles andere hätte man ihm eher zugekraut, als einen Mord. Und der Wendling niemals eine wie auch immer geartete Beziehung zu einem Menschen wie Erich Becker. — — —

Die Apotheke Seidels hatte einen Zulauf wie seit Wochen nicht. Der Mai war sonst der Monat der schlechtesten Konjunktur, weswegen Seidel auch seinen Urlaub in dieser Zeit zu nehmen pflegte. Jetzt aber hatte der Mord an der Wendling und die Verhaftung des Provisors Becker entschieden eine unerwartete Geschäftsbelebung gebracht.

Leute, die sonst nie in der Sternapotheke kauften, benutzten einen Einkauf von Kamillentee als Vorwand, um einen Blick

in das hintere Zimmer zu werfen, Beckers zeitweisigem Arbeitsbereich. Nun, man wußte, dies war nicht nur zur Arbeit benutzt worden. Es hatten sich Zeugen gemeldet, die des Abends von ihrem Schlafzimmer aus dieses Hinterzimmer sehr wohl hatten beobachten können. Und sie hatten es beobachtet, seitdem diese Gisela Wendling eingestellt worden war. Was sie ausgesagt, hatte mit dazu gedient, Erich Becker aufs schwerste zu belasten. Becker hatte ein stark persönliches Interesse an der hübschen, dunkeläugigen Wendling gehabt. Sie hatte es selbst erzählt. Die Friseurin im Geschäft von Peukert an der Ecke Höfchen- und Gartenstraße hatte das zu Protokoll gegeben.

Sehr ernst aber schien es die Tote mit Becker nicht gemeint zu haben. Denn es erschien gleich nach der ersten Zeitungsnotiz über ihren Tod ein junger Chemiker aus Görlitz, ein Studien-genosse der Wendling, wie sich herausstellte, ihr heimlicher Verlobter. Der junge Mann, mit einem hübschen, verstorbenen Jungengesicht, wußte nicht viel auszusagen. Außer dem einen, daß die Wendling in etwas spöttischen Tone ihm von der Verliebtheit des Provisors Becker berichtet. Aus ihren Briefen, die er dem Gericht zur Einsicht vorlegte, ließ sich nicht recht ersehen, ob sie den Becker ermuntert oder nur hatte gewähren lassen. In keinem Falle war es zu etwas gekommen, was Becker auch nur die geringsten Rechte gegeben hätte. So sagte der junge Mann aus Görlitz aus.

Hingegen gaben die Zeugen aus dem Hause gegenüber, zwei ältere Fräulein Krauscke, Handarbeit und Tapissierwaren, folgende Wahrnehmungen zu Protokoll:

Sie hatten die Wendling und Becker in dem gardinenlosen Raum des Laboratoriums immer auffällig nahe beieinanderstehen sehen. Einmal hätten sie deutlich bemerkt, daß Becker die Wendling am Arme faßte, worauf das Mädchen sich in einer heftigen Bewegung rückwärts neigte, als wollte sie dem Griff entgehen. Weiter hätte Becker sich ein anderes Mal von rückwärts über die am Tische sitzende Wendling gebeugt und sie auf den Nacken geküßt.

Soweit die Zeugenausagen, die der Untersuchungsrichter Gierke als dürftig bezeichnete. Immerhin gaben sie eine Handhabe, und da die beiden Fräulein Krauscke zwar etwas altjüngferlich, aber durchaus ehrenwerte Damen waren, mißtraute niemand ihren Angaben. Becker aber leugnete hartnäckig. Er leugnete alles, angefangen von der vermeintlichen Werbung um Gisela Wendling bis zu dem Griff ums Handgelenk und den Kuß auf den Nacken. Er besann sich nicht auf die Einzelheiten, die den beiden Fräulein Krauscke Veranlassung zu ihrer Befundung gegeben haben konnten. Aber konnten sie sich nicht dennoch bei ihrer Wahrnehmung geirrt haben? Ueberdies habe er ja in der fraglichen Nacht überhaupt nicht im Scheitniger Park sein können, da er, wie Herr Seidel, sein Prinzipal, bezeugen könne, in jener Nacht Nachtdienst gehabt hätte.

„Und wie ist es denn damit?“ hatte Gierke plötzlich gefragt, es war eine Frage wie aus dem Hinterhalt — auf einmal lag ein Taschentuch vor Becker auf dem Tisch.

Es war ein ehemals weißes Tuch, mit blauer Kante, Sand- und Schmutzstreifen zeigten, daß es draußen im Freien gelegen hatte. Es war wie ein Strick zusammengedreht.

Becker starrte auf das Tuch.

„Erkennen Sie das Taschentuch als Ihr Eigentum an, Herr Becker?“

Becker schüttelte den Kopf.

„Solche Taschentücher habe ich nicht in Gebrauch.“

„Wissen Sie das bestimmt? Das Tuch wurde am Tatort gefunden. Sehen Sie sich's mal genau an, Herr Becker. Finden Sie es nicht sehr merkwürdig, daß es mit B. gezeichnet ist? Mit B., Herr Becker!“

Gierke sah durch sein randloses Augenglas scharf auf Becker. Sein Gesicht mit dem vorgestreckten Kinn hatte etwas Spürendes. Seine grauen Augen spannten Becker förmlich ein.

„Also, wie ist es, wollen Sie sich zu dem Tuch bekennen?“

„Nein“, Becker schüttelte störrisch den Kopf. „Meines ist das nicht. Ich bin nicht der einzige in der Stadt, der einen Namen

mit dem Anfangsbuchstaben B. hat, Herr Landsgerichtsrat. Das kann ja auch ein Zufall sein, das mit dem Tuch.“

Gierke machte eine ärgerliche Handbewegung.

„Das wäre ein eigentümlicher Zufall, Herr Becker. Wir werden ja sehen.“

Das Argument des Beschuldigten war nicht ungeschickt.

„Aber den Brief, das geben Sie zu, den haben Sie geschrieben.“

„Natürlich, das gebe ich zu. Aber das hat doch nichts mit dem Mord zu tun. Ich hab's ja dem Kriminalrat schon gesagt, weshalb ich Fräulein Wendling sprechen wollte.“

„Sie meinen wegen der Flaschenrezeptur, die sie geschrieben hat. Sie wollten sie auf den Fehler aufmerksam machen?“

„Das wollte ich.“

„Aber warum denn dann dieser umständliche Weg? Das konnten Sie ihr doch mündlich sagen. Dazu war doch in den Dienststunden Zeit genug.“

„Dann hätte es vielleicht der kleine Gehilfe gehört. Das wollte ich nicht. Denn wenn Herr Seidel irgendwie erfahren hätte, daß Fräulein Wendling nicht aufpaßt, dann wäre sie einfach entlassen worden.“

„Also haben Sie diesen Brief nur in Fräulein Wendlings Interesse geschrieben? War es wirklich nur ein dienstliches Interesse?“

Gierkes Blicke umspannten wieder spürend Becker.

„Man sagt, Fräulein Wendling war ein hübsches Mädchen. Sie hat vielen sehr gut gefallen. Und Sie sind ganz unberührt davon geblieben, Herr Becker?“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Zwei Razzien

Die Bundespolizei hat in Zürich, Genf und Basel Verhaftungen von Kommunisten und ehemaligen Kommunisten vorgenommen. Die Voruntersuchung gegen die acht in Haft gehaltenen Männer, gegen die entlassenen Frauen, ferner gegen den neunten, den so lange in Italien eingesperrt gewesen Hofmaier, ist abgeschlossen, die Akten gehen an die militärische Untersuchungsbehörde, denn die Anklage lautet auf Uebertretung der Spanienartikel. Es sollen weiterhin Freiwillige angeworben und hinüber geschickt worden sein, wie übrigens auch in Frankreich und den übrigen demokratischen Ländern. Strafbar in der Form, wie bei uns, sind diese Handlungen weder in Frankreich noch bei den Tschechen. Denn in beiden Ländern überlegt man sich bis sehr weit in die Rechtsparteien hinein, daß diese Freiwilligen gegen die Diktatoren kämpfen, folglich „für Frankreich“ und für die Tschechei.

Für uns gilt das nicht. So überlegen unsere Bundesbehörden. Bundespräsident Motta hat am Bankett der „société militaire de Genève“ zu Ehren General Dufours eine Rede gehalten, die zuletzt in ein formelles Programm unserer Politik ausklang: „Demokratie, Freiheit, Achtung vor der Persönlichkeit nach innen, wehrhafter Friede und Neutralität nach außen, weitzerzige Zusammenarbeit international, soweit uns die Neutralität nicht anders verpflichtet, keine Einmischung in die innere Politik anderer Staaten.“

Als Einmischung in die Politik anderer Staaten faßt der Bundesrat das moderne Reislaufen auf. Bekenntnis zur Demokratie bedeutet für ihn ein Bekenntnis, das wir uns selbst gegenüber anzuwenden haben. Es darf nicht so weit gehen, daß ein Schweizer aus Liebe zur Demokratie das Gewehr ergreift und sich für unser Ideal anderswo herumschlägt. Demokratie, Freiheit sollen keine internationalen Parolen sein. Mögen alle andern Völker zur Hälfte oder ganz für Halbgötter schwärmen, statt für demokratische Gleichheit, was gehts uns an?

Die Razzia der Bupo hatte also den Zweck, die fehlbaren feuerroten Eidgenossen zu behaften, damit sie lernen, Freiheit